

Unverkäufliche Leseprobe



Gunter Hofmann
Willy Brandt und Helmut Schmidt
Geschichte einer schwierigen Freundschaft

336 Seiten, In Leinen
ISBN: 978-3-406-63977-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/10282834>

I. *Letztes Bild*

Keines Blickes würdigte Willy Brandt Helmut Schmidt beim Kölner Sonderparteitag der SPD im November 1983 in den tristen Messehallen, und auch der Kanzler a. D. wollte offenkundig am liebsten nicht mehr zum Parteivorsitzenden Brandt hinsehen: blass, versteinert ihre Mienen, kein Sieger, nirgends. Lediglich noch dreizehn von vierhundert Delegierten hatten sich soeben bei der Abstimmung bereit gezeigt, Helmut Schmidts Position mitzutragen, die überwältigende Mehrheit votierte mit Willy Brandt endgültig dagegen, dass atomare Mittelstreckenraten auf deutschem Boden stationiert werden. Es war das Ende eines vierjährigen Konflikts, wie ihn die Bundesrepublik selten erlebt hatte. Einsam war es um Schmidt geworden, der in der Welt ähnlich viel Respekt genoss wie Brandt. Als Kanzler war er bereits abgewählt, dreißig Kilometer entfernt von der Messehalle saß Helmut Kohl als sein Nachfolger im Kanzleramtsbüro und leitete vom leicht erhöhten Chefsessel aus die Kabinettsitzungen. Kühl verkündete er, Schmidts Kurs zu vollenden und die Raketen zu stationieren – dass er auch Kontinuität in der Brandt'schen Ostpolitik wahren wolle, davon sagte er nichts. Nach seinem Amt verlor Schmidt jetzt auch noch diesen Konflikt in der eigenen Partei.

In diesem Bild, Brandt und Schmidt, die sich nicht anblickten, leuchtete die ganze komplizierte Beziehung noch einmal auf. Lange

hatten sie verschleiern wollen, dass sie in unterschiedliche Himmelsrichtungen zerren – aber nun kam es zum Schwur. Es sah so aus, als kollidierten Realpolitik (Schmidt) und Idealismus (Brandt), und der führende Exponent der Realpolitiker unterlag. Natürlich war das eine trügerische Vereinfachung, Brandt war kein Idealist. Aber Schmidt selbst hatte dazu beigetragen, dass man ihren Zwist so deutete; seine Widersacher, spitzte er gerne zu, verweigerten sich den Realitäten. Daher hatte diese Szene etwas von *High Noon*. Ein Hauch von Bitterkeit haftete dem an, alle drängte es aus dem Saal, als wollten sie flüchten.

Auf der Rolltreppe in der Messehalle begegneten sie sich noch einmal auf dem Weg zu ihren schwarzen, bleiverglasten Limousinen und den wartenden Chauffeuren. Journalisten, die es beobachteten, haben die wenigen Sekunden nie vergessen: Sie sahen sich an, Willy Brandt und Helmut Schmidt, und sie sahen sich nicht. Was man sich spontan wünschte, war offenbar ganz und gar unmöglich für sie – sie gingen nicht aufeinander zu, keiner schüttelte dem anderen versöhnlich die Hand. Den ersten Schritt, dachte man unwillkürlich, hätte in diesem Augenblick Brandt machen müssen, denn er hatte sich durchgesetzt. Aber zu viel war geschehen. So blieb das haften, als enthülle das letzte, dramatische Bild ein endgültiges Zerwürfnis – und die nackte Wahrheit. Diese Geschichte ist nie zu Ende erzählt worden.

Der eine war in der Emigration, der andere Wehrmachtssoldat. Der eine hatte eine normale Jugend in Deutschland erlebt, der andere gehörte zu den raren Ausnahmen, er wich vor Hitler über Dänemark nach Skandinavien aus, die Nationalsozialisten expatriierten ihn und er wurde norwegischer Bürger. Nur fünf Jahre trennten sie, nicht viel, wie man meinen könnte. Willy Brandt kam am 18. Dezember 1913 zur Welt, Helmut Schmidt am 23. Dezember 1918, entscheidende fünf Jahre, nach seiner festen Überzeugung. Der Ältere wurde im Jahr 1969 Kanzler, 1974 trat er in der Affäre um den Ostberliner Agenten im Kanzleramt, Günter Guillaume, zurück; der Jüngere folgte ihm – zögernd – nach und blieb bis zum Herbst 1982 strapaziöse achteinhalb Jahre im Amt. Beide, Brandt

wie Schmidt, hatten in diesen dreizehn Jahren das Bild der Republik – damals noch geteilt – weltweit verändert; und die Welt interessierte nicht, ob sie sich überworfen hatten. Gleichwohl, politisch bedeutsam und folgenreich war ihr kompliziertes Verhältnis untereinander, und das hing mit ihren Lebensgeschichten zusammen. Vielleicht hat das Duo Brandt-Schmidt, gerade weil sich so wenig zu fügen schien, am Ende gemeinsam eine solche Wirkung entfaltet?

Mit einem Lob für Willy Brandt und Herbert Wehner ließ Helmut Schmidt bewusst eines seiner Erinnerungsbücher, *Weggefährten*, ausklingen. Das Triumvirat, wünschte der Autor Schmidt sich nachdrücklich beim Rückblick, habe Anspruch auf Respekt vor der gemeinsamen dauerhaften Führungsleistung. Sie hätten gestritten – aber nicht öffentlich. Selten sei es laut zwischen ihnen geworden wie im Jahr 1974 in jenen dramatischen Stunden in der Klausur von Müstereifel, als die Führungsgarnitur der Sozialdemokraten mit Willy Brandt über sein Verbleiben oder seinen Rücktritt nach der Enttarnung Guillaumes beriet und er zornig dagegen plädierte. Geschämt habe er sich später dafür. Fast etwas wie Abbitte leistete Schmidt in einem Aufwasch gleich auch noch für das Jahr 1972: Wenn Brandt nach seinem triumphalen Erfolg bei den Bundestagswahlen den Eindruck gehabt haben sollte, er hätte ihm diesen Sieg nicht gegönnt, sei das falsch. «Nicht im Traum» habe er an eine eigene Kanzlerschaft gedacht. Und dann Schmidts Erinnerung an ihr letztes Treffen, bei seinem Besuch in Unkel am Rhein in Brandts Privathaus kurz vor dessen Tod, eine Erinnerung, die in einem Bekenntnis, beinahe einem Seufzer, ja einer versöhnlichen Formel für die Ewigkeit mündete. Streit und Dissens, das leugnete er nicht, habe es im Laufe ihrer langen gemeinsamen Geschichte gegeben – «jedenfalls aber war dies 1992 bei ihm genauso vergessen oder abgesunken wie bei mir Willy Brandts Votum gegen den Nato-Doppelbeschluß im Jahr 1983.» Rechtzeitig hätten sie sich «als Freunde wiedergefunden».¹ Aus dem Protokoll der Geschichte war, wie Helmut Schmidt es sah, all dieser Kleinkram fortan gelöscht. Ähnlich wiederholte es der Autor in seinen *Erinnerungen* später noch einmal, als solle man es bloß nicht überlesen oder vergessen: «Wir

haben uns als Freunde empfunden – und ich werde mich auch fernerhin einen Freund Willy Brandts nennen.»²

Freunde? Ja, Freunde seien sie gewesen, auch mir gegenüber bekräftigte der alte Herr es noch einmal in seinem Büro im Hamburger Pressehaus am Speersort, in dem er so gern residiert. Ihre Konflikte ließen sich nicht aus dem Protokoll der Geschichte streichen, aber mit «1989» hatten sie sich doch einfach erledigt, gibt er mir zu verstehen. Und dann, geradezu um Verständnis werbend für seinen Vorgänger im Kanzleramt: Ob ich mir klar sei darüber, wie sehr Brandt unter Depressionen litt? Er jedenfalls sei sich sicher, ohne diesen Befund könne man vieles an Brandts Verhalten nicht richtig verstehen.

In den Sinn kamen mir beim Zuhören einige Zeilen des Brandt-Biographen David Binder, eines renommierten Korrespondenten der *New York Times*, der beide Kanzler gut kannte und den sie schätzten. Binder erinnerte sich folgendermaßen an Schmidts Worte: «Ich habe ihm meine Freundschaft angeboten. Das muss 1959 gewesen sein, denke ich. Aber er wollte sie nicht. Ich denke, er ist sehr einsam. Ich denke auch, er hat Sorge, von Leuten ausgenutzt zu werden, die ihm zu nahe kommen.»³ 1959!

Aus Schmidts Sicht zählte Brandt zu jener Generation, die gerade schon alt genug war, um zu erkennen, was mit Hitler auf Deutschland und Europa zuzukommen drohte. Andererseits rechnete er ihn bei dem kleinen Altersunterschied noch fast zur eigenen Generation, sodass er ohnehin kaum erwarten konnte, einmal Anspruch auf das Kanzleramt anmelden zu können – falls Brandt will, gebührt ihm der Vortritt, das wusste er und daran rüttelte er auch nicht. «Schmidt hatte ja Recht», räsontiert Horst Ehmke altersmilde, ihre Kriegsbeile haben sie beide längst begraben – «wenn Brandt nicht alles passiert wäre, was ihm passierte, wäre es ja auch durchaus möglich gewesen, dass Schmidt nicht Kanzler wird.»

Blieb dieser Willy Brandt ihm ein Rätsel, das sich nicht recht entschlüsseln lässt? Helmut Schmidts Antwort auf meine Frage, nach einem Moment des Nachdenkens, lautet streng und ohne zu zögern: «Nein!» Aber Fragen hätte er an ihn. Was beispielsweise? Dass er sich zum Schluss auf die Seite der Friedensbewegung stellte,

erwiderte Helmut Schmidt, obwohl er doch «kurz zuvor» noch ausdrücklich den Doppelbeschluss der Nato unterstützt habe. Bis heute kann oder will er nicht recht glauben, dass dieser Positionswechsel Brandts wirklicher innerer Überzeugung entsprach. Oder weshalb er in den späten 80er Jahren von der «Lebenslüge» Wiedervereinigung sprach, als hätte er die Einheit aufgegeben. Weshalb er Machtworte derart scheute. Und dann – «können Sie sich erklären, weshalb Brandt nicht in Auschwitz war?»

Beide trauten sich erstaunlich früh das Regieren im Adenauer- und CDU-Staat zu, Brandt und Schmidt (auch Fritz Erler, der früh starb, müsste man noch hinzuzählen), sie ließen sich nicht den Schneid abkaufen, als sei ihre Partei auf ewig zur Opposition verdammt, und als beherrschten sie das nicht auch, diese Kunst des Regierens. Noch gaben die Älteren den Ton an in ihrer Partei, Kurt Schumacher, Erich Ollenhauer, Carlo Schmid und Herbert Wehner. Ein kleiner Nebenzkanzler aber war Brandt ohnehin, seit er 1957 in Berlin zum Regierenden Bürgermeister gewählt worden war und die Interessen der Stadt auch in den großen Hauptstädten der westlichen Welt vertrat – eine Mission, die der christdemokratische Kanzler in Bonn von Brandt sogar wünschte. Helmut Schmidts Name prägte sich in der Republik spätestens mit der Hamburger Flutkatastrophe im Februar 1962 ein, seitdem galt er als begnadeter Krisenmanager, der auch anderen Herausforderungen gewachsen wäre. Mit seinem Buch *Verteidigung oder Vergeltung* (1965) schrieb er sich hinein in die internationale militär-strategische Community. Den Weltblick eignete er sich systematisch an, den Brandt als Emigrant gewann, seit er inkognito mit der Bahn in der Holzklasse nach Paris, Barcelona, Prag oder heimlich sogar Berlin reiste, um für den Widerstand gegen Hitler Fäden zu knüpfen.

Von Rut (Hansen) Brandt, die ihren Mann 1944 in Schweden kennenlernte und mit ihm noch zusammenlebte, als er dreißig Jahre später, 1974, als Kanzler demissionierte, stammt jene kleine Episode über ihren Gatten, die man nicht vergessen sollte. Bei ihren Parteitagungen ließ die SPD den Berliner Politiker regelmäßig schnöde durchfallen, wenn er sich wieder mal um einen Platz im Vorstand bewarb, und es half ihm auch nicht, dass er aus der Frontstadt kam.

Schweigsam und verschlossen, so schilderte Rut Brandt es, habe er jedes Mal auf diese Niederlagen reagiert und den Parteihickhack zu verdrängen gesucht. Als sie ihn darauf ansprach, warum denn Einfluss für ihn so wichtig sei – sie sei eben «keine gute Stütze» für ihn gewesen, flocht sie noch entschuldigend ein –, sie hätten sich doch jenseits der Politik ein ruhiges Leben gönnen können, erwiderte er spontan: «Verstehst du denn gar nicht, dass ich Macht will!»

Macht sei für sie etwas Diktatorisches gewesen, erinnerte Rut Brandt sich, «das wir von der Besatzungszeit kannten», «Willy» sei alles andere als ein Machtmensch gewesen. Viele Jahre später, nachdem er «Macht» bekommen hatte, sei sie im Gespräch mit ihm auf die Episode zurückgekommen, «er konnte sich aber nicht daran erinnern». Damals habe sie besser verstanden, was er in Berlin meinte, als er so explodierte. «Er war in die Heimat zurückgekehrt», so deutete sie seine Reaktion, «um sich für seine Ziele einzusetzen, um auf die Entwicklung einzuwirken, um beim Aufbau eines neuen Deutschland dabei zu sein.» Für ihn sei durchaus entscheidend gewesen, sich dort zu platzieren, «wo er den größten Einfluß ausüben konnte.»⁴ Und das war das Palais Schaumburg, in dem damals noch der alte Fuchs und Rosenzüchter, der Kölner Katholik Konrad Adenauer residierte, als sei es für immer. Willy Brandt hätte es so direkt, klar und schnörkellos wohl nie formuliert wie Rut, aber in dem Sinne wollte er Macht, und es war daher auch keineswegs Herbert Wehner allein, der ihn 1960 zum Kanzlerkandidaten der SPD beförderte.

War Helmut Schmidt ein Machtmensch, drängte ihn Ehrgeiz ins Kanzleramt, oder was war sein Movers? Diese Kategorie, erwiderte er dem früheren *ZEIT*-Chefredakteur Theo Sommer, mit Schmidt seit Jahrzehnten eng verbunden, habe für ihn nie eine Rolle gespielt. Ein Politiker brauche «Tatkraft», manchmal gewinne er Einfluss, «aber Macht übt er kaum aus». Schmidt, ungnädig: Einem Soziologen oder einem Politologen oder einem Journalisten angemessen seien solche Fragen vielleicht, er selber habe die «Macht» nicht empfunden. Verantwortung sei eine «ziemliche Last, und sie ist unvermeidlich».

Theo Sommer: «Macht – kein Aphrodisiakum?»

Helmut Schmidt: «Nein.»

War er dann froh, nach achteinhalb Jahren die Last abgeben zu können?

«Auch nicht. Ich wollte es ja. Ich war darauf eingestellt. Man muss dazu wissen, was die Öffentlichkeit vielleicht nicht richtig mitbekommen hat. Als ich 1974 das Kanzleramt von Willy Brandt übernahm, tat ich das in der Vorstellung, es sei meine Aufgabe, die Koalition bis zur nächsten Bundestagswahl mit Anstand zu Ende zu führen. Ich sah eine Regierungszeit von zweieinhalb Jahren vor mir und nicht etwa von achteinhalb Jahren.»

Er blieb länger, bis ans Limit, wie er später sagte, nach einer so langen Amtszeit sei man einfach erschöpft. Hat ihn der Machtverlust geschmerzt?

Schmidt wortkarg: «Nein.»⁵

Aber das waren Antworten des alten Herrn, als junger Mann hat er die Sache mit dem «Ehrgeiz» und der «Macht» auch anders gesehen.

Willy Brandt wollte sich «platzieren», um etwas zu erreichen, Helmut Schmidt wollte – im Rückblick aus großer Distanz jedenfalls – der Verantwortung gerecht werden nach seinen Maßstäben. Unterschiedliche Motive waren es ganz gewiss, die sie das Kanzleramt früh anvisieren ließen, Brandt zielstrebigter als Schmidt, und sie verbanden auch andere Vorstellungen damit.

Das Wort «Glück» kam bei ihm oft vor, wenn man mit ihm sprach und er den Blick zurückschweifen ließ auf sein Leben, ausgerechnet der Mann, der nach einem schönen Wort von Günter Grass so gern seiner Melancholie Termine einräumte. Glück, weil es ihm gelang, nach Norwegen zu fliehen 1933, als junger Mann. Glück, als «Hitler-Gegner» den Krieg überlebt zu haben, im Untergrund quer durch Europa Freunde gewinnen zu können, und im Exil eine zweite Heimat zu finden in Norwegen. Glück schließlich, weil er Anschluss in der neuen Bundesrepublik fand, und das auch noch in Berlin, wo er als Regierender Bürgermeister quasi automatisch eine bundespolitische Rolle spielte und eine Alternative zum Kanzler in Bonn bildete – dem Weimarianer, der noch hineinragte aus der Vor-

Hitler-Ära in die neue Bundesrepublik. Glück, dass er zum ersten sozialdemokratischen Kanzler gewählt wurde, und erst recht, weil er die Ostpolitik seiner sozialliberalen Koalition gegen alle Widerstände über die parlamentarischen Hürden brachte und realisierte. Nicht einmal das Gefühl, nach nur vier Jahren, 1974, als Kanzler zurücktreten zu müssen und damit um seine Chance betrogen worden zu sein, hat ihm dieses Empfinden, «Glück», auf ewig vergällt.

Anders Helmut Schmidt: Weil er fünf Jahre jünger war als Willy Brandt, so empfand er es, habe er zu jener Generation gehört, die 1933 und in den folgenden Jahren nicht erwachsen genug war, um ganz zu begreifen, was in Deutschland geschah, die aber um ihre Jugendjahre betrogen worden sei, weil sie im Uniformrock von «Adolf-Nazi» – wie er es gern ausdrückt – steckte. Das war das deutsche Unglück und sein Pech, Lebenspech. Früh traute man ihm zu, dass er das Kanzleramt ausfüllen könne, und auch er schien zu bedauern, dass ihm diese Chance versagt bleiben werde, nachdem der wenig ältere Brandt nun einmal Kurt Georg Kiesinger im Palais Schaumburg abgelöst hatte. Es war Brandts Recht, fand Schmidt aber.

Lebensalter, Chronologie, Hackordnung führten zur Entscheidung zugunsten der Kandidatur Brandts, erstmals im Jahr 1960. Herbert Wehner versprach sich schlicht von dem populären Berliner Bürgermeister die größten Chancen für seine Partei. Loyal trug Schmidt das mit.

Willy Brandt schaffte tatsächlich den Sprung ins Kanzleramt an der Spitze einer sozialliberalen Koalition. Helmut Schmidt avancierte zur «Nummer eins», zum Kronprinzen, der im Falle des Falles nachrücken könnte. Brandt nahm ihn allerdings häufig auch als jemanden wahr, der an seinem Stuhl säge. Unbelastet war ihr Verhältnis – bei allen konjunkturellen Schwankungen – praktisch nie. Eruptiv äußerte sich das 1972, die Ostverträge waren gerettet und wirksam, er ging bei den vorzeitigen Wahlen als Sieger hervor, aber seine Kräfte überstieg dieser politische Dauergewaltakt seit 1969 eindeutig. Er zog sich ins abgedunkelte Zimmer zurück und nahm seine Auszeit. Horst Ehmke suchte ihn nach einigen Tagen auf, wie

er sich erinnert, bei einer Flasche Rotwein tauschten sie sich aus über das, was ihn plage, und vor allem darüber, was von Schmidt und Wehner zu halten sei. Da brach es aus Brandt heraus: «Schmidt und Wehner sind Arschlöcher!» Danach, lacht Ehmke, raffte er sich wieder auf zum Regieren.

Als ihm dann im Jahr 1974 wegen der Enttarnung des kleinen Mitarbeiters Günter Guillaume Willy Brandt seine Rücktrittsabsichten gestand und ihm zuraunte, «Helmut, Du musst es machen!», zauderte Schmidt ernsthaft. Weshalb? Er sah die ungeheure Bürde auf sich zukommen. Wenn, dann wollte er es richtig machen nach seinen eigenen Maßstäben. Und natürlich spürte er auch die veränderten Vorzeichen in der Weltökonomie, die den Wohlfahrtsstaaten künftig enge Grenzen ziehen würden, und damit auch gerade einer Partei wie der SPD. Dennoch stimmte er zu. Zwei Legislaturperioden blieb er im Amt, mit Brandt als Parteivorsitzendem (bis 1987) an der Seite.

All das war passé, im November 1983. Nun schien der Bruch besiegelt. Helmut Schmidts Partei hatte beschlossen, kurz vor dem geplanten Stationierungstermin zu entscheiden, ob sie endgültig der Nachrüstung zustimme. Schmidt hatte das so gewollt und drei Jahre lang den Sozialdemokraten immer wieder die Zustimmung zu seinem Kurs abgerungen, auch die Willy Brandts. Um ein «Schlusswort» der Sozialdemokraten zu ihrem Nachrüstungsstreit ging es also nur noch. Aber insgeheim stand auch auf der Tagesordnung, wem ihre Loyalität gelte: Schmidt oder Brandt? Zu entscheiden war nichts mehr wirklich. Solange Willy Brandt Parteichef war, hatte er strikt darauf geachtet, es darüber nicht zum Bruch mit dem Kanzler kommen zu lassen. Und seine Partei zwang sich dazu, Brandt dabei zu folgen. Brandt fürchtete auch, die SPD breche auseinander, oder die neue grüne Partei sammle eine verärgerte junge Generation auf, die sich von Schmidts Politik verprellt sah.

Die Ostpolitik befürwortete Schmidt zwar auch. Aber prinzipielle Differenzen in Stil und Sache pflasterten dennoch seit Mitte der 60er Jahre häufig ihren gemeinsamen Weg. Und in diesem Konflikt

über den Sinn und Segen der Drohpolitik, die Gefahren der Überrüstung, der Flucht ins Militärische statt dem Vertrauen in Politik, bündelte sich das alles. Schmidt meinte, oder sagte es jedenfalls so, Brandt hätte gegenüber der «Linken» nur ein Machtwort sprechen müssen, dann wäre der Konflikt aus der Welt gewesen. Ein solches Machtwort wollte Brandt nicht sprechen, ja, er war davon überzeugt, das könne es in Wahrheit auch nicht geben.

Köln! Ein solcher Film lief noch einmal ab vor den eigenen Augen, als Helmut Schmidt sich mit seinen dreizehn Getreuen, Hans-Jürgen Wischniewski, Georg Leber oder Hans Apel darunter, blass und ernst, tapfer und mit wehenden Fahnen, plötzlich derart an den Rand gedrängt sah. Die Zeit schien in dem Moment ungnädig über ihn hinweggegangen zu sein. Was für ein bitterer Schlusspunkt für den Kanzler a. D.! Aber die Stunde der wahren Empfindung war es doch auch. Willy Brandt machte sich nach langem Rücksichtnehmen auf den Regierungschef endlich ehrlich. Er triumphierte nicht. Denn Sieger waren nicht die Kritiker und die Friedensbewegung, die SPD befand sich in der Opposition, die Geschichte setzte sich über sie hinweg und fest stand, die Nuklearwaffen würden bald nach Mutlangen transportiert. Und die neue Partei an der Seite, die Grünen, formierte sich. Häme war auf keiner Seite zu spüren, auch nicht Zorn, eher Enttäuschung, Erschöpfung und Traurigkeit.

Vor Augen hat man das Bild vom großen Zerwürfnis in Köln, im Ohr hat man aber auch Schmidts Worte nach dem Besuch bei dem Todkranken: «... ich werde mich auch fürderhin einen Freund Willy Brandts nennen.» Davon, vom Ungesagten zwischen den beiden, handelt das Buch.